

Das Grab des Alemannen

Autor(en): **Bauer, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sommernacht am See.

Gebirg und See im Duft
Der schwülen Nacht,
Glühwürmchen in der Luft,
Zum Stern entfacht —

Im West die Wolken noch,
Vom Tag umhaucht,
Das ferne Alpenjoch
In Glanz getaucht —

Jetzt wird zum Schmeichellied
Der Welle Laut,
Die Nixe lacht im Ried,
Vom Elf erschaut.

Martin Greif.

Das Grab des Alemannen.

Novelle aus der Vorgeschichte Basels von A. Bauer.

Dunkler, sternenübersäter Nachthimmel.
Der leuchtende Mond scheint in die tiefe Gruft
zu meinen Füßen.

Bleiche Knochen und ein gespensterhafter Schä-
del. Daneben ein dunkles Schwert.

Ein freigelegtes Alemannengrab.

Wenn diese Überreste erzählen könnten!

I

Im Jahre 496 nach Christus.

Düstere Nacht.

Der Wind pfeift durch die Wipfel der alten,
hohen Eichen im Haine des Donar. Dunkle Wol-

kenfetzen jagen am Horizonte dahin. In der
Ferne grollt der Donner. Blitze zucken auf. Wo-
tans Jagd.

Ein Reiter sprengt durch den Wald. Unbarm-
herzig peitscht er die Flanken des schweißbedeck-
ten, schäumenden Pferdes. Wild jagt er am
Rheine hinauf. Das Rauschen des Stromes dringt
dampf durch den Wald, zuweilen den Hufschlag
übertönend.

Der Wald öffnet sich. Ganz nahe erhebt sich
der dunkle Umriss der alten Römerwarte. Der
Reiter biegt nach rechts und galoppiert auf einen



Färnigen im Maiental (Sustenpaß).

hellen Punkt zu. Es ist das Fenster eines niederen strohgedeckten Hauses. Pferde- und Bärenschädel hängen an der Umzäunung und am First. Hunde schlagen an. Der finstere Mann steigt vom Pferde, wirft dem zitternden Tiere die Zügel über den Rücken und eilt ins Haus.

In der Halle des Hauses sitzt Ranhilde mit ihren Mägden, welche spinnen und weben. Da stürzt Theodulf, der rasche Bote, ins Gemach. „Alles verloren!“ Er ruft es mit gellender Stimme in den Saal. Alle fahren auf. „Ist er tot?“ Ein banger Angstschrei kommt aus Ranhildes Munde. Und tonlos kommt die Antwort von Theodulf: „Er ist tot! Das Heer geschlagen!“ Mit einem Wehgeschrei stürzt Ranhilde nach hinten, hart schlägt sie auf dem Boden auf. Während sich die Mägde mit der Ohnmächtigen beschäftigen, schreitet Theodulf stumm zur Tür. Da bricht auch er zusammen. Das brechende Auge starrt in die Ferne. Die Lippen murmeln noch: „Alles... verloren.“ Dann sinkt er zurück. Durch sein Gewand sickert Blut.

II

Monate sind vergangen.

Auf dem Hofe Gethars geht es wieder wie früher. Nur stiller ist Ranhilde geworden. Stiller, seit drunten im Tale ein Kreuz steht. Seit der Franken gewappnete Söldner in der Umgebung hausen. Seit Gethar, ihr Mann, gefallen ist. Erschlagen von jenen Franken, die jetzt hier herrschen. Ja, still ist sie geworden, die blonde Ranhilde. Und tiefer Kummer prägt sich in ihren Zügen aus. Nur wenn einer der verhassten Fremdlinge an ihr vorübergeht, strafft sich ihr Gesicht in abweisendem Stolz. Auch zu ihr waren sie gekommen, diese Männer mit den fahlen Häuptern und den langen Röcken. Auch vor sie hatten sie das Kreuz gebracht. Aber abwehrend hatte sie sich verhalten. Nichts will sie wissen von den Mördern ihres Mannes.

Ihre ganze Liebe richtet sie jetzt auf ihr Kind, das sie kurz nach dem Unglückstage geboren hat. Wolf soll das Knäblein heißen, nach dem Wunsche seines Vaters. Und wie sein Vater soll er werden, ein Wolf seinen Feinden. Und stark und gerecht. Und einmal, einmal muß der Tag kommen, wo Wolf seinen Vater rächt, Blut fordert für das Leben Gethars. Blut von diesen verhassten Feinden, den Mördern seines Vaters.

In Ranhildes Gemach steht eine Wiege. Eine große, schlanke Frau steht davor. Sinnend betrachtet sie das kleine Leben, das hier zu blühen

beginnt; das hier in die neue Zeit hereinzuwachsen soll, ein Bewahrer des Alten zu werden.

Aus dem lieblichen Weibe Ranhilde ist eine verschlossene Witwe geworden. Sie hat jetzt nur noch eine Pflicht auf Erden, die Erziehung des Sohnes zur Vergeltung an den Mördern ihres Mannes.

„Ich beschwöre euch, ihr Götter, laßt meinen Sohn stark und mächtig werden, damit er sich räche an diesen Hunden, die von euch abgefallen sind, daß er zum Rächer werde seines Vaters. Ich beschwöre euch!“

III

Jahre sind vergangen.

Aus dem Säugling Wolf ist ein Knabe geworden. Aber er zieht nicht durch Wald und Feld wie die andern seines Alters. Er richtet keinen Pfeil auf die Tiere. Kein lauter Freudenruf schallt aus seinem Munde. Keine fröhlichen Lieder, kein lustiges Lachen tönen von seinen Lippen. Kein Dolch hängt an seiner Seite, das stolze Zeichen der männlichen Jugend. Er galoppiert nicht auf jungen kraftvollen Pferden durch die Wiesen. Seine gelben Haare flattern nicht in wirren Locken um sein Haupt. Keine roten Wangen zieren sein edles Gesicht. Keine frohen Spiele mit seinen Altersgenossen. Kein vergnügter Abend an der Sonnenwendfeier. Keine Freude, kein Sonnenschein, kein Glück. — — — Er ist bucklig.

Ein trauriges, freudenloses Dasein voller Entsagung. Er liebt seine Mutter mit einer scheuen, verehrenden Liebe. Er wird nicht mit Zärtlichkeiten überhäuft. Selten eine Liebesföngung, ein zärtliches Wort. Und so ahnt er nicht, welche heiße Liebe in seiner Mutter brennt, hinter ihrem verschlossenen Wesen.

Etwas hat sich auch in ihm entwickelt, die Liebe zu seinem Volke, Verehrung seiner Götter und Haß gegen fremde Eindringlinge. Manchmal, wenn ihm seine Mutter von der alten Freiheit und den alten Helden seines Volkes erzählte, ballte er in wildem Haß und bitterer Verzweiflung seine Fäuste in ohnmächtigem Borne.

Es ist Abend. Wolf sitzt mit seiner Mutter am Feuer, und sie spricht zu ihm von der vergangenen, glücklichen Zeit. Da fällt er vor ihr nieder, und schluchzend, verzweifelt stößt er hervor: „Mutter, Mutter! Warum muß ich denn bucklig sein? Warum kann ich nicht helfen? Warum?“ Da drückt sie ihn in heißer Aufwallung an sich. Es zerreißt ihr fast das Herz,

und ein weher Schmerz erfüllt ihre Seele. Tränenlos starren ihre brennenden Augen in die Ferne. „Ja warum! Warum gerade ihr Sohn! Warum gerade er, der seinen Vater rächen, seinem Volke helfen soll? Warum?“

IV

Im Jahre 519.

Wolf ist ein Jüngling geworden. Er ist schwächlich geblieben, verwachsen. Nur seine blauen Augen leuchten, diese sinnigen, tiefen Sterne, die so unendlich traurig und versonnen in die Welt blicken.

Er ist nicht glücklich. Wie sollte er auch.

Er findet nirgends Liebe, nirgends Freundschaft.

Nur Mitleid.

Und seine Mutter ist tot.

Ihm fehlt ein Freund. Ein Wesen, auf das er sich stützen kann, das ihn begreift, versteht bis ins tiefste Innerste. Das ihm helfen kann zu überwinden, was ihn niederdrückt. Seiner großen, hohen Seele fehlt der Körper. Er leidet mehr als andere, und niemand ist, der ihm beisteht.

Er kann sich nicht aussprechen, niemandem anvertrauen. Es hilft ihm niemand die Zwiespalte seiner Seele zu überbrücken. Er sieht dahin am Nichtverstandenenwerden und Nichtbegreifen.

Hat er denn nicht das Recht, auch ein Mensch zu sein, sich als ein Mensch zu fühlen, als Mensch zu leben?

Die jüngeren Männer sitzen beieinander. Auch Wolf ist dabei. Aber er ist still und sitzt abseits. Die Leute reden über die Zeiten, und sie alle zürnen und klagen über die verhasste Fremdherrschaft. In einigen Tagen sollen sie sich dem fränkischen Grafen stellen, um dem Heer einverleibt zu werden. Unter fremden Herren Kriegsdienste leisten! Für andere sollen sie sterben! Ihrem Freiheitsgeiste widerstrebt das. Sie knirschen über diesen Zwang.

Da springt Wolf in ihre Mitte.

„Brüder“, ruft er, „ich will euch helfen! Wir wollen zusammenstehen gegen diese Fremdlinge!“ Seine Gestalt scheint zu wachsen. Seine Augen leuchten. Da tönt es spottend aus dem Kreise: „Hört! — Dem ist der Buckel in den Kopf gestiegen!“

Einige lachen.

Da bricht Wolf zusammen. Seine Seele hat den letzten Halt verloren.

Seine letzte Hoffnung auf die Welt ist zertrümmert. Wankend schreitet er aus dem Kreise.

Jetzt gibt es nur noch — als ein Mensch zu sterben.

V

Der große Tag ist gekommen.

Die Männer stehen im Hofe des Grafenhauses. Lauter finstere Gesichter sind zu sehen, keiner ist gerne gekommen.

Der Graf tritt vor: „Ich habe die Pflicht, euch in des Königs Heer einzustellen. Er bereitet einen Krieg vor. Morgen zieht ihr aus!“ Drohendes Gemurmel geht durch die Reihen.

„Das tun wir nicht!“ Es klingt entschlossen.

Der Graf bleibt ruhig. „Dann muß ich euch gefangen nehmen und vor den König führen lassen. Wählt!“

Ringsum von Waffen starrende Krieger.

Da tönt es aus den Reihen: „Brüder, ich will euch helfen!“ Wolf stürzt vor und stößt dem Grafen sein Schwert in den Leib. Dann bietet er lächelnden Mundes seine Brust den blinkenden Speeren der Feinde.

In der folgenden Nacht haben sie ihn begraben, ohne Gepränge, schlicht und einfach wie sein Leben gewesen. Sein Schwert legten sie ihm mit ins Grab, das Schwert, das er so selten getragen und das er einer so großen Sache geweiht hatte. Als sie ihn auf dem alten Begräbnisplatz, neben seiner Mutter versenkten, leuchtete der Mond auf seine Züge, und auf seinen Lippen schwebte ein glückliches, sieghaftes Lächeln.

Er hat sein Leben gefunden.

Früher Wandersmann.

Frühmorgens nahm ich meinen Stab,
Die goldnen Bienen Schwärme
Erglänzten schon feldauf, feldab
In blauer Morgenwärme.

Es sprang der Bach von Stein zu Stein.
Die Wiesenkräuter glühten
Wie Lämpchen in dem Frühlichtschein
Der blaffen Honigblüten.

Wie nützte ich des Tages Pracht?
Ich gab dem Herzen Helle,
Damit es in der dunkeln Nacht
Aufströmend lichtwärts quelle.

Carl Seelig.